Lane Medical Library 193

# Der Kampf um die Anerkennung der Chinarinde als Heilmittel im 17. Jahrhundert

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der zahnärztlichen Doktorwürde

der

Hohen Medizinischen Fakultät

der Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt von

Helmut Bloß

Zahnarzt

aus Rudolstadt i. Thür.

Tag der mündlichen Prüfung: 23. Oktober 1936

Buchdruckerei Hermann Liebmann, Rudolstadt i. Thür.

36/392

Gedruckt mit Genehmigung der Medizinischen Fakultät
der Universität Erlangen
Leiter: Prof. Dr. Königer

Referent: Prof. Dr. Königer
Dekan: Geheimrat Prof. Dr. Jamin

Meiner lieben Mutter!

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA40153708_0058

Im Beginn des 17. Jahrhunderts gab der Baseler Arzt und otaniker Caspar Bauhin in seinem nahezu 6000 Pflanzen nfassenden „Pinax theatri botanici" eine Übersicht der vege- bilischen materia medica. Diese erhielt nun in jener Zeit teils aus er alten, teils aus der neuen Welt hochwichtigen Zuwachs durch e Einführung einer Anzahl auch heute noch offizinellen Arznei- ogen, unter denen die Chinarinden sich als besonders wertvoll wiesen haben.

Die Chinarinde, aus wenig erklärlichen Gründen erst etwa 150 ahre nach der Entdeckung Amerikas als käufliche Droge in Europa ngeführt, hatte mannigfaltige Kämpfe um ihre Anerkennung als eilmittel zu bestehen.

Der Name stammt aus der Sprache des alten Peru, in welcher na, oder wie die Spanier in ihrer Aussprache es schrieben, quina Rinde" und kina-kina eine sehr gute und besonders nützliche inde bedeuten soll. Im Deutschen haben wir uns leider an die alienische Schreibung und nicht an deren Aussprache angeschlossen, nst würden wir, da für uns kein Grund vorliegt, den Original- amen zu ändern, Kina oder Kinin sagen.

Unsere Cortex Chinae ist die Rinde von vielen Arten der Gat- ng Cinchona, zu der 5. Klasse des Systems von Linné und zu er Familie der Rubiaceen gehörend. Linné gab dem Baum den amen zu Ehren der Gräfin del Cinchon, die sich um die erbreitung der Rinde besonders verdient gemacht haben soll. eimat des Baumes ist die Andenkette in ihrer Ausdehnung von eugranada bis nach Bolivien. Hier wächst er in den warmen ergen von 2000—8000 Fuß Höhe.

Zu der Frage, ob die Eingeborenen die Heilwirkung der Rinde nnten, sagt Johannessohn folgendes: „Die Frage, ob die ingeborenen Perus die Heilwirkung der Chinarinde schon vor der roberung des Landes durch die Spanier gekannt hätten, wurde eist in dem Sinne beantwortet, daß dies nicht der Fall gewesen sein scheine. Man führt als Beweis dafür an, daß der Inka arcilasso, der Sohn einer Prinzessin, in seinem Verzeichnis nheimischer Medikamente alle möglichen Mittel, nicht aber die inarinde erwähnt habe. Demgegenüber weist Gonzoles- rada darauf hin, daß Carcilasso in seinem Commentarios eales schreibt, daß die Indianer manche Pflanzen gebrauchten, an

deren Namen er sich nicht erinnern könne, und deren Heilkräf
nur durch mündliche Überlieferung den besonderen Ärzten der A
gehörigen des Herrschergeschlechts bekannt würden." Die Ve
mutung liegt nahe, daß das Herrschergeschlecht der Inka a
machtpolitischen Gründen als Geheimnis die Kenntnis von eine
wirksamen Heilmittel wahrte. Dieser Grund mußte an Bedeutu
verlieren, als ihre Macht durch die eindringenden Spanier gebroch
wurde. Als dann eine gewisse Befriedung eingetreten war und c
Ehen zwischen Spaniern und Eingeborenen geschlossen wurden, l
auch kein Grund mehr vor, den Spaniern das Heilmittel vorz
enthalten.

Der Klerus spielt in der Geschichte der Chinarinde eine gewis
Rolle. Ein Jesuit soll in der Nähe von L o x a von einem Kazik
durch sie vom Fieber geheilt worden sein. Auch bewährte sich d
Mittel bei dem fieberkranken Corregidor von Loxa. Dieser empfa
es der Gräfin C i n c h o n , Gattin des Vizekönigs von Peru, c
am Fieber erkrankt war. Als die Gräfin durch die Rinde gehe
worden war, wurde das Mittel in weiteren Kreisen bekannt. Z
Ehren der Gräfin bekam die China den Namen „P o l v o d e l
c o n d e s a". Gegen 1638 wurde das Mittel auch in Spanien b
kannt. Es wird angenommen, daß der Hauptgrund dazu die H
lung der Gräfin gewesen ist. Jedoch scheint die glückliche K
der Gräfin schon vor 1633 stattgefunden zu haben und nicht, w
bisher angenommen worden ist, um 1638.

Die älteste gedruckte Anweisung über den Gebrauch der Chin
rinde stammt von einem Jesuiten Pietra Paolo P u c c i a r i n
aus dem Jahre 1651. K ä m p f hat eine Übersetzung der sog
nannten Schedula Romana vorgenommen. Sie hat folgenden Wo
laut: „Diese Rinde wird aus dem Königreich Peru importiert; s
heißt China- oder eigentlich Fieberrinde. Man wendet sie gegen c
Fieber der Quartana und Tertiana an, die mit Kälteschauer au
treten. Sie wird auf folgende Weise angewandt: Man nimmt zw
Drachmen, zerstößt sie fein und siebt sie durch. Ungefähr d
Stunden, bevor das Fieber auftreten soll, setzt man der Rinde
einem Glase weißen kräftigen Weines einen Aufguß an, und soba
die Kälteschauer zu kommen beginnen oder man die geringst
Vorzeichen derselben verspürt, nimmt man die ganze zubereite
Menge ein und legt sich ins Bett. Es wird darauf aufmerksam g
macht, daß man die Rinde, in der oben angegebenen Weise zub
reitet, auch bei der Tertiana geben kann, falls diese nach mehrer
Tagen wieder auftritt. Die Versuche werden fortgesetzt. Die Rin
hat fast alle gerettet, die sie eingenommen haben, nachdem sie d
Körper durch Abführung gut gereinigt und während vier Tag
keinerlei Arznei eingenommen haben. Insbesondere macht m
darauf aufmerksam, daß die Rinde nicht ohne Erlaubnis der Herr

rzte gebraucht werden darf, da sie allein beurteilen können, ob der rechte Fall und die richtige Zeit sei, die Rinde anzuwenden."

Von den Jesuiten wurde das neue Mittel besonders in Schutz nommen. Sie verkauften es zu hohen Preisen, jedoch überließen e es ihren Ordensbrüdern und den Armen unentgeltlich. H a e s e r gt hierzu, daß aber gerade dieser Umstand sowie die Namen Pulvis Jesuitarum P. Patrum und Cardinal-Pulver", die das Mittel hielt, hinreichten, um dasselbe bei den Protestanten verdächtig scheinen zu lassen. Weiter war es der Chinarinde zum großen achteil, daß gewinnsüchtige Scharlatane Betrügereien und Verlschungen vornahmen. Auch wurden geringere Sorten eingeführt, att der anfänglich ausschließlich gebrauchten Loxa-Rinde. „Nicht letzt auch der Jubel, mit welchem das neue Mittel im Lager der aracelsisten und Chemiatriker aufgenommen wurde, trugen dazu i, um es bei vielen Ärzten zu verdächtigen. Fehlte es doch sogar cht an solchen, welche das neue Mittel anfeindeten, weil mit der rch dasselbe bewirkten Abkürzung der Wechselfieber, gegen elche man bis dahin oft monatelang mit ausleerenden und aufsenden, dann wieder mit magenstärkenden Mitteln operierte, eine hebliche Verminderung ihrer Einkünfte Hand in Hand ging."

Der allgemeinen Anwendung der Rinde war lange Zeit auch r hohe Preis sehr hinderlich. In der ersten Zeit konnten es sich r die reichsten Leute leisten, die China zu verwenden. Sie war n Geschenkartikel fürstlicher Personen.

In der Taxa der Stadt Leipzig finden wir die früheste Erwähng der Chinarinde in einer deutschen Apothekertaxe vom Jahre 69. Sie ist zu finden unter den Drogen „quorum pretium saepius le variat". In einer Frankfurter Taxe von demselben Jahre rd das Quentchen mit 50 Kreuzer (das Pfund mit 53 Gulden, Kreuzer, etwa 90 M.) berechnet.

Das neue Mittel, welches den Ärzten jetzt endlich die Mögkeit gab, die Wechselfieber zu heilen, wurde von fast allen iten angefeindet und gelästert. Wie es so oft in der Geschichte finden ist, daß den wichtigsten Entdeckungen die gröbsten Vorteile und der größte Haß entgegengebracht wurden, so war es ch hier. Die Rinde wurde sogar als ein gefährliches Gift verhrien, so daß es beinahe wieder aus dem Arzneischatz ausgestoßen rden wäre. Die wenigen Ärzte, die den Mut aufbrachten, sie auch iterhin zu benutzen, taten es heimlich und auf Umwegen, da jeder hlschlag sie schlimmen Vorwürfen und Verleumdungen aussetzte.

An den Galenisten, die jede Krankheit nur auf verderbte Säfte rückführten, erwuchsen der Chinarinde die heftigsten Gegner, ihrer Spitze die Fakultät von Paris. „Wie hätte sie nicht des waltigen Stoßes inne werden sollen, den ihr System durch ein canum erlitt, welches das Fieber auslöschte, o h n e irgendeine

Ausleerung verderbter Säfte hervorzurufen." Coc
meinte zu dieser Ansicht der Galenisten: „Wenn die Ursache d
Wechselfieber in gewissen krankhaften Säften oder Stoffen lä
welche sich im Magen- oder Darmkanale befänden, so bedürfe
keiner besonderen Kochung und Absonderung, um dieselben ab
führen; es müßten sich bei solchem Sachverhalte die Brech- u
Abführmittel nicht minder nützlich erweisen als sie es sind, u
eine schädliche Speise oder ein verschlucktes Gift auszuführen. Al
die Sache verhält sich in Wirklichkeit ganz anders. Entweder a
befindet sich der Fieberstoff nicht in jenen Organen oder er w
doch durch die genannten Mittel nicht daraus vertrieben. D
Fieber wird dadurch nur stärker und hartnäckiger. Es muß a
der Fieberstoff seine Quellen viel tiefer haben."

Weiter wurde von der Rinde behauptet, daß sie ein sehr e
hitzendes Mittel sei, welches sich darum nicht zur Bekäm
fung des Fiebers eigne. Ihr bitterer Geschmack sollte ein Bew
für die erhitzende Wirkung sein, denn nach Galen ist alles Bitte
erhitzend und austrocknend. Die Pflanze sollte einen guten T
von jenem Feuer in sich bergen, das sie durch die brennende Son
der heißen Zone erhält. Es waren alles rein hypothetische Vora
setzungen, von der äußeren Beschaffenheit, den sinnlichen Me
malen der Rinde hergenommen, oder auch ganz aus der Luft g
griffen, um die erhitzende Eigenschaft abzuleiten. Sydenha
tadelte darum die Heilkunde seiner Zeit, daß sie ein Gewebe sop
stischer Spitzfindigkeiten und scholastischer Gelehrsamkeit sei. Me
eine Kunst zu schwatzen, als zu heilen.

Den frühesten Schauplatz dieser ärztlichen Streitigkeiten H
deten die Niederlande, wo das Mittel schon im Jahre 1642 dur
Barba bekannt wurde. Pietro Barba, Professor in Valladoli
Leibarzt des Cardinal Infanten Ferdinand, Statthalters der Nied
lande, verfaßte die erste den Gebrauch der China empfehlen
Schrift: „Vera praxis ad curatinem tertianae stabilitur, falsa i
pugnantur liberantur Hispani medici a calumniis. Hispani 1642

Sofort traten Jean Jacques Chifflet aus Besancon, Lei
arzt am belgischen Hofe, und Plemp gegen das neue Mittel in
Schranken. Heftige Angriffe folgten dem rasch verbreiteten L
auf das neue Heilmittel, das alle bis dahin gekannten Febrifuga
Zuverlässigkeit und Schnelligkeit des Wirkens weit übertraf. V
Plempius, der Professor in Löwen war, wird gesagt, daß er w
kein großer Gelehrter, doch ein scharfer Schriftsteller war, d
starken Einfluß auf seine Zeitgenossen ausübte. So wurde de
auch der Gebrauch der Chinarinde in den Niederlanden durch sei
unter dem Pseudonym M. Prosymus veröffentlichte Streitschr
verzögert, wie aus den „Epist. medizinales" von Bartholinus deu
lich hervorgeht (Eulenburg).

Im Jahre 1652 starb der Gouverneur der Generalstaaten, Erzerzog Leopold von Österreich. Er erlitt einen tödlichen Rückfall, achdem zwei Anfälle des Quartanfiebers bei ihm durch die Chinainde beseitigt worden waren. Auf diesen Fall des Erzherzogs tützten sich hauptsächlich Chifflet und Plemp. Gegen diese Wideracher erhoben sich nun italienische Ärzte, und zwar Onorato Fabri, Arzt zu Rom, in einer gegen Chifflet, dann Sebastian Baldi, Arzt zu Genua, in einer gegen Chifflet und Plemp gerichteten Schrift, in welcher der Nutzen der China bei adynamischen Fiebern jeder Art, auch ohne vorhergehende Ausleerung, beschrieben wurde. In den Niederlanden verschaffte damals Roland Storms aus Louvain, Arzt zu Delft, dem Mittel weitere Anerkennung. Storms zeigte, gestützt auf zahlreiche einzelne Beobachtungen, daß die Erfahrung bereits über den Wert der Chinainde entschieden habe. Zu dem Falle des Erzherzogs meint er, daß der schlechte Erfolg nur darauf beruhe, daß man sie in den ersten Fällen unzweckmäßig, im letzten gar nicht angewandt habe. Storms beweist, daß der Mißerfolg im Falle des Erzherzogs lediglich der falschen Anwendungsweise der China zuzuschreiben ist.

Ein weiterer Vorwurf wurde der Rinde ihrer zusammenziehenden Eigenschaft wegen gemacht. Hierdurch sollte sie die Ursache des Fiebers nicht heilen, sondern nur auf eine Zeitlang unterdrücken. Demzufolge sollten Nachkrankheiten auftreten, die noch schlimmer seien als das Fieber selbst. Solche Folgen sollen z. B. Verhärtungen der Eingeweide, Wassersucht, Schwindsucht usw. sein. Die gewöhnliche Behandlungsweise des Fiebers zielte dahin ab, den Krankheitsstoff durch Ausleerungen verschiedener Art aus dem Körper zu entfernen. Die Rinde erregte nun deshalb besonders das Mißtrauen der Ärzte, weil sie das Fieber vertrieb, ohne auffallende Ausleerungen zu erzeugen. Durch ihre zusammenziehende Kraft sollte sie also die Säfte verdichten, die Blutgefäße und Ausführungsgänge der Drüsen verengen und die krankhaften Stoffe im Körper zurückhalten. Demzufolge könne sie den Fieberstoff nur verdichten, fixieren oder auf eine Zeitlang untätig machen, ohne ihn aus dem Körper schaffen zu können. Diesen und ähnlichen Vorwürfen gaben teils die nach dem Gebrauch der Rinde sich öfter ereignenden Rückfälle des Fiebers, teils die auf dasselbe zuweilen folgenden Nachkrankheiten einigen Schein von Begründung. Jedoch hat sich gezeigt, daß diese Nachteile nicht der Rinde an sich zuzuschreiben sind, sondern nur der mangel- oder fehlerhaften Art ihrer Anwendung. Wurde der Kranke rückfällig, so schob man die Ursache davon auf das Fiebermittel, ohne irgend daran zu denken, daß der Fehler in der zu geringen Gabe oder in dem zu früh abgebrochenen Gebrauche desselben liegen

könne. Weit entfernt daher, es gleich zu Anfang des Rückfall wieder zu geben, mußte zuerst die Reihe der alterierenden, auflöse den, abführenden Mittel wieder durchgemacht werden, und er nachdem der Kranke so 3—4 Wochen lang hingehalten worden wa ließ man sich, wenn trotz allem Arzneigeben die Anfälle des Fiebe fortdauerten, noch einmal zu einem Versuche mit der Rinde, a einem Notbehelfe, verleiten. Man wollte lieber alles andere glaube als daß die Rinde imstande sei, die Ursache des Fiebers selbst z bezwingen und der Natur zur Entfernung desselben zu helfen.

Tiefer wußte Bernardino Ramazzini (1633—1714) au Capri den Wert der Chinarinde zu schätzen. Vor allem würdigt er die Bedeutung dieses Mittels für die Umgestaltung der galenische Fieberlehre. Den Umschwung, den die Chinarinde in der Mediz herbeiführte, vergleicht er mit denjenigen, welchen in der Krieg wissenschaft das Schießpulver bewirkte. Von ihr erwartet er di Enthüllung des Fiebers. Für unerläßlich jedoch hält auch er e die erforderlichen „purgationen" vorauszuschicken.

In Deutschland entfaltete sich in jener Zeit auch ei mächtiger Widerspruch gegen die Chinarinde. Hieran beteiligte sic hauptsächlich der metaphysische Stahl in Halle. Er erklärt das Fieber für eine von der Seele unternommene Aktion, die darau gerichtet ist, die vorhandenen Schädlichkeiten zu entfernen. Ih Heilbestreben teilt die Natur oder die Seele dem Körper zunächs durch eine Alteration des Blutumlaufes mit, durch welche zuers die Kälte, dann die Hitze bewirkt wird. Daneben sind mannigfach funktionelle Störungen vorhanden, doch an sich ohne Bedeutung der zu erreichende Erfolg ist vermehrte Ausstoßung unnützer Stoffe besonders durch Schweiß und Urin. Grochowski schreibt daß man nach Stahl darum nie an einem Fieber, sondern nur mi demselben sterben kann. Man darf darum gegen die Fiebersymptom niemals irgend etwas unternehmen. Er war daher ein entschiedene Gegner der Chinarinde, sowie anderer antifebriler Mittel. Sie führe die Lebensgefahr herbei, indem sie die heilsamen Bestrebunge unterdrücken und die Krankheitsursache bestehen lassen und dan um so schlimmere Nachkrankheiten zur Folge haben. Gegen di Krankheitsursache erlaubt Stahl ebensowenig etwas vorzunehmen verurteilt also die von den Iatromechanikern gebrauchten Alterantia Es bleibt darum nur übrig: erstens die Seele, die mit dem Fiebe ein schwieriges, kompliziertes Werk unternimmt und deshalb zu weilen Schwanken, Ungewißheit, Unbeständigkeit bemerken läßt vor jeder Störung, besonders vor leidenschaftlicher Aufregung zu schützen; zweitens, soweit man die nötige Einsicht in den Vorgang gewonnen hat und die Winke der Natur versteht, der letzteren i Herbeiführung der Ausscheidung behilflich zu sein. Aderlaß, Nitrum und wenige sogenannte eröffnende Mittel stehen dabei zu Gebote.

chon durch das Ansehen Stahls, das er bei seinen Zeitgenossen esaß, wurde die Anerkennung der Chinarinde in Deutschland beächtlich verzögert. Stahl gab übrigens auch eine ganz wertlose nd leidenschaftliche, gegen die China gerichtete Schrift von Gideon larvey, Arzt König Karls II., einem zanksüchtigen Vielschreiber, on neuem heraus. (Gideon Harvey, The art of curing diseases by xpektation. 1689.)

Noch im Jahre 1729 soll der um die Geschichte der Epidemien es 18. Jahrhunderts verdiente Breslauer Arzt Johann Kanold, ein ifriger Stahlianer, auf seinem Totenbette erklärt haben, daß er eber sterben als durch ein seinen Grundsätzen so widerstreitendes Mittel genesen wolle.

Einer der frühesten Empfehler der Chinarinde in Deutschland var Conrad Peyer in Schaffhausen. Später gehörte auch Gottlieb Verlhof, einer der beliebtesten Ärzte des 18. Jahrhunderts, zu den influßreichsten Fürsprechern der China. Er geht streng gegen die nsicht vor, daß die Wirkung der Rinde nur auf ihrer zusammenziehenden Eigenschaft beruhe, daher alles verstopfe und den Fieberstoff im Körper festhalte. Er beweist, daß bei der richtigen Anwendung der Rinde fast immer eine reichlichere Absonderung von Urin erfolgt oder sich reichlichere Schweiße einstellen.

In England hatte die Fieberrinde geringere Anfechtungen u bestehen. Hier hatte sie hauptsächlich an Sydenham und Morton ntschiedene Fürsprecher. Die gegen diese von Martin Lister (in einen exercitationes medicinales) erhobenen Einwürfe betrafen auptsächlich die Formen des Mittels und die geeignetste Zeit seiner Anwendung.

Sydenham betrachtete als den Grundirrtum der bisherigen Medizin den Umstand, daß man bis dahin die Krankheiten als durchaus abnorme und gesetzlose Erscheinungen zu betrachten sich gewöhnt habe, dem entgegen hält er für das erste Erfordernis, alle Krankheiten auf bestimmte Formen „species" zurückzuführen. Damit schien ihm erst die Möglichkeit einer spezifischen Behandlung der Krankheit gegeben zu sein. Die meisten „Specifica" hofft Sydenham unter den Pflanzen zu finden, da die tierischen Mittel dem menschlichen Organismus zu ähnlich, die mineralischen zu heterogen sind. Als das einzige bis dahin bekannte Specificum läßt er die Chinarinde gelten. Der Grund ihrer Wirkung sei aber ebensowenig zu erklären, als die Ursache der grünen Farbe des Grases. Das Quecksilber dagegen, welche die Syphilis durch Speichelfluß heilt, und die Sarsaparille gelten ihm ebensowenig für „Specifica", als der Aderlaß bei der Pneumonie. Für die Anwendung der Chinarinde stellte Sydenham zwei wichtige Punkte auf: die Verabreichung der China nach dem Fieberanfalle, und eine regelmäßige Wiederholung zur Verhütung von Recidiven. Weiter sagt

Sydenham, daß er nicht glauben kann, daß die zusammenziehend Kraft der Rinde das Fieber vertreiben soll. Wer dieses beweise wolle, müßte zuerst andere zusammenziehende Mittel aufweise welche mit derselben Kraft begabt wären. Er hat es mit den stär sten Mitteln dieser Art versucht, aber mit keinem ist es ihm g glückt. Auch sagt er, daß man nicht durch Abführen und Ade lassen die Wirkung der Chinarinde unterstützen soll, in der Absic den Fieberstoff zu verringern. Der Körper wird dadurch nur g schwächt und ist dann noch empfindlicher gegen das Fieber.

Großen Einfluß auf die Verbreitung der Fieberrinde und ih zweckmäßige Anwendung hatte ein früherer Apotheker Robe Talbor aus Cambridge, welcher durch Nott, Professor zu Can bridge, auf eine bessere Methode, die China zuzubereiten, aufmer sam gemacht worden war. Talbor ließ sich zuerst an der Seeküst in Essex nieder, dann, im Jahre 1671, in London, wo er ein Jah später seine „Pyretologie, or a rational account of the cause an cure of agues, with their signs" herausgab. Diese brachte ih heftige Anfeindungen, namentlich von Lister. Im Jahre 1679 zo er nach Paris, wo er mit seinem Geheimmittel große Erfolge erzielt Unter anderem hatte er bei der Behandlung des Dauphins so glück liche Erfolge, daß sich Ludwig XIV. im Jahre 1679 entschloß, d Chinarinde, ihre Zubereitung und Anwendungsweise, um 200 Louis d'ôr und einer Pension für Lebenszeit, als Geheimmittel vo Talbor abzukaufen. Die besondere Wirksamkeit des Talborsche Mittels scheint auf der Zubereitung der Rinde mit Rheinwein ode mit Limoniensaft und einem Zusatz von Opium beruht zu haben Außerdem verwendet er eine Tinktur und einen Extrakt der China Übrigens gebrauchten die italienischen Ärzte schon früher eine kalten weinigen Aufguß der Chinarinde.

In Frankreich beauftragte dann Ludwig XIV. den Dok tor de Blegny zur Herausgabe einer Schrift (1682), die den Tit führte „Découverte du Réméde anglois pour la guérison dés fiévres Publié par ordre du Roi". In dieser Schrift geht de Blegny gege die Angriffe vor, die gegen die China unternommen worden sind Weiter bringt er die Geschichte der Rinde. Er greift hier die Kauf leute scharf an, die die China um einen viel zu hohen Preis ver kaufen und das Volk zu täuschen versuchen, indem sie minder wertige Sorten der Rinde anbieten und so die Heilwirkung in fal sches Licht setzen. Diese Schrift von Dr. de Blegny hat sicher vie zur Anerkennung der Rinde beigetragen; de Blegny legt haupt sächlich auf die richtige Zubereitung und Anwendungsweise Wer Er gibt z. B. folgende Anweisung: „Erster Aufguß der Quinquina." Man nehme ein Pfund guter Chinarinde, fein pulverisiert. Bespreng sie abwechselnd mit einem Auszug von Anis und Petersiliensaft Bringe dieses in einen Topf, der ungefähr 15 Pinten enthält. Da

efäß wird dann mit gutem Rotwein vollgefüllt. Dieses soll man Tage ziehen lassen, ohne es dem Feuer zu nähern, es beobachten nd 2—3 mal am Tage umrühren. Bringe es dann in Glasflaschen nd verwahre es an einem trockenen und nicht zu luftigen Orte auf.

Dieser erste Aufguß ist der stärkste. Er muß gegeben werden, n das Fieber zu hemmen, welches geheilt werden soll. Die Dosis t für kräftige Leute 5—6 Unzen. Aber für Leute, die von schwächcher Natur sind, muß die Dosis bis zu einem vierten Teil verindert werden. Jeder Dosis füge man ein wenig Zitronen- oder rangensaft zu.

Ähnlich wird noch ein zweiter und dritter Aufguß beschrieben. e Blegny gibt dann auch noch Ratschläge, eine Tinktur und Pasta erzustellen.

Im Jahre 1709 veröffentlichte der Italiener Francesco T o r t i in ausführliches Werk über die Wechselfieber und die therapeutische Wirksamkeit der Chinarinde, betitelt: „Synopsis therapeutice specialis", dann unter dem Titel: „Therapeutice specialis ad bres periodicas". Es war die erste Schrift, die bis ins kleinste und usführlichste über die Anwendung und den Nutzen der Fieberinde Bescheid gab und alle theoretischen Einwendungen gegen ihre Heilkraft auf Grund ausgedehnter eigener und fremder Erfahrungen iderlegte. So beruft er sich auch besonders auf die hervorragenen englischen Ärzte Sydenham und Morton. Seine Anweisungen nd ähnlich denjenigen, die wir bei de Blegny und in der Schedula omana gefunden haben. Das Werk wurde in ganz Europa mit eifall aufgenommen und trug ungeheuer viel zur Anerkennung der inde als Heilmittel bei. Torti sagt, daß es vom Ursprunge der rzneikunde an das eifrige Bestreben der Ärzte war, ein Mittel zu ntdecken, das fähig wäre, den immer wiederkehrenden Anfällen er Wechselfieber Einhalt zu tun. Es wurde nichts unversucht gelassen. Versuche wurden gemacht mit Spießglanz, Quecksilber, Arenik, Kupfervitriol und vielen anderen Dingen dieser Art. Jedoch as Fieber schritt in gleichem oder gar verstärktem Grade fort. Oft ogar mit großem Nachteil für den Kranken. Er sagt wörtlich: „Unter solchen Umständen erschien den im Finstern Tappenden in wohltätiges Licht durch die Entdeckung der Fieberrinde, an welcher sich die so lange vergeblich gesuchte fieberwidrige Kraft aufs herrlichste offenbarte. Aber, wer sollte es glauben, man findet ein Mittel nach Wunsch, frei von jeder schädlichen Wirkung, welches das Fieber im Augenblick vertreibt, keinerlei Unruhe im Körper hervorbringt, ja nicht die mindeste Beschwerde verursacht, gerade als hätte der Kranke nichts genommen, und kaum gefunden, wird es verworfen, ja den schon längst als unnütz und schädlich verlassenen Mitteln, als wäre es noch gefährlicher als diese, hintangesetzt."

Gegen den Vorwurf, daß die Rinde den Fieberstoff im Körpe zurückhalte, äußert sich Torti folgendermaßen: „Wie die Fiebe rinde im Innern des Körpers keine auffallenderen Veränderunge bewirkt, außer der Tilgung des Fiebers samt seinen Zufällen, w sie keine stärkeren Ausleerungen hervorbringt, so hält sie auc keine kritischen Ausleerungen zurück, mögen dieselben durch de Stuhl oder auf welche andere Weise erfolgen; nur die symptomat schen, von den Fiebern abhängigen und genährten unterdrückt si und zwar darum, weil sie das Fieber als deren Quelle hebt, un nicht dadurch, daß sie dieselben mittels einer zusammenziehende und verstopfenden Eigenschaft zurückhält. Wenn auch zur Tilgun des Fieberstoffes eine Absonderung, Fällung und Ausscheidung ge wisser Teile desselben erfordert wird, so kann dies doch durch d Fieberrinde bewirkt werden, denn da die Bösartigkeit der Fiebe materie nur an eine geringe Menge Stoffes gebunden ist, so kan dasjenige, was ausgeschieden werden soll, wohl durch diejenige Absonderungen ausgestoßen werden, welche man, nach der Heilun des Fiebers durch die Rinde, bald in Gestalt verstärkter Hau ausdunstungen, bald vermehrter Stuhlausleerungen, oder einer merk lich vermehrten und veränderten Harnabsonderung sich einstelle sieht. Was bedarf es daher noch anderer vermehrter Absond rungen, da ihr kritischer Wert, wie Hippokrates bemerkt, nich nach ihrer Menge zu beurteilen ist. Daß das Blut und die übrige guten Säfte nicht verdichtet werden, beweist der ungehindert Fortgang jeder Art kritischer Ausleerung während des Gebrauch der Rinde."

Überblicken wir das erste Jahrhundert nach der Einführun der Chinarinde in den Heilschatz, so erhebt sich die Frage, wi konnte sich ein so heftiger Kampf um die Anerkennung der China rinde entfalten? Zum Teil lag es vielleicht an den Gegensätzen i den allgemeinen Anschauungen der Ärzte. Wurde das Mittel vo den Anhängern der einen Richtung gelobt, war das wohl manchma schon Grund genug, von den anderen verdammt zu werden. Abe dieses kann nicht der Hauptgrund gewesen sein, denn ein wirk licher Arzt konnte nicht in so kleinlicher oder gar gehässiger Weis ein oft bewährtes Mittel einfach ablehnen. Von größtem Einflu war sicher die tiefeingewurzelte theoretische Voreingenommenhei der damaligen Ärzte-Generation. Aber neben den Ärzten, die nu aus theoretischen Erwägungen die Chinarinde von vornherein glaub ten ablehnen zu müssen, waren es doch auch Ärzte, die auf Grun schlechter Erfahrungen dem neuen Mittel eine Heilkraft absprache Es mußte erst die richtige Anwendungsweise gefunden un gelehrt werden. Wie das beste Heilmittel zum Gift wird, wenn e

erkehrt angewandt wird, so wurde auch im Anfang die Chinarinde urch falsche Anwendung in ihrer Wertschätzung herabgesetzt. Die hlerhafte Art der Anwendung bestand hauptsächlich darin, daß e Rinde häufig nicht mit hinreichender Ausdauer, och in hinreichender Gabe, noch zur rechten eit gegeben wurde, gelegentlich auch in zu großer Dosis.

Aber es war ein grundsätzlicher Irrtum, die Mißerfolge dem ittel selbst zur Last zu legen, anstatt die das Mittel falsch hand-abenden Ärzte dafür verantwortlich zu machen. Dieser Irrtum at sich im Laufe der Medizingeschichte nur allzuoft wiederholt.

Zum Schluß möchte ich nicht versäumen, Herrn Professor r. Königer für die Überlassung und Bearbeitung des Themas erzlich zu danken.

# Literaturverzeichnis.


Blegny, de: Le Remede Anglois pour la guerison des Fievres. Publié p ordre du Roi. 1682.

Broecky, C.: Notice sur Roland Storms. Anvers 1855.

Diepgen: Geschichte der Medizin. III. Neuzeitl. Sammlung Gösche Berlin 1919.

Duvernoy: Das Fieber, sein Wesen und seine Behandlung. Stuttgart 18

Eulenburg: Real-Encyclopädie der gesamten Heilkunde. IV. Band. Wi und Leipzig 1894.

Flückiger: Dokumente zur Geschichte der Pharmazie. Halle 1876.

La Fontaine: Poeme sur le Quinquina. Paris 1682.

Grochowski: Über die Fieberlehre und Fieberbehandlung bei Boerhav Stahl, F. Hoffmann. Dissertation. Berlin 1879.

Haeser: Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Kran heiten. II. Jena 1881.

Johannessohn: Fortschritte der Medizin. Nr. 7. 1931. München Medizinische Wochenschrift, 1931, 843. Chinin in der Allgemeinprax Amsterdam 1932.

Neuberger und Pagel: Handbuch der Geschichte der Medizin. II. Ban Jena 1903.

Schelenz: Geschichte der Pharmazie. Berlin 1904.

Torti, Francesco: Therapeutice specialis ad febris periodicas. Fran furt und Leipzig 1756.

Vierordt: Medizin-Geschichtliches Hilfsbuch. Tübingen 1916.

Genlis, de: Zuma, ou la Découverte du Quinquina. Paris 1682.

# Lebenslauf.

Am 26. März 1912 wurde ich in Rudolstadt-Cumbach als Sohn es Wirtschaftsinspektors Paul Bloß und dessen Ehefrau Elise, eb. Kallenbach, geboren.

Staatsangehörigkeit: deutsch, Religion: evangelisch.

Nach vierjährigem Besuch der Bürgerschule zu Rudolstadt esuchte ich sechs Jahre die Oberrealschule und vier Jahre die eutsche Aufbauschule daselbst. Die Reifeprüfung bestand ich am 2. Februar 1932. Darauf widmete ich mich dem zahnmedizinischen tudium an der Universität Jena. Ab Wintersemester 1934 bezog h die Universität Erlangen, an der ich am 2. Januar 1936 das ıhnmedizinische Staatsexamen bestand.